Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 14

Artikel: In den brasilianischen Bergen : wie aus einem Walde ein Gut wurde
Autor: Stutzer, Gustav
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669349

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Und im ermunterten Trott trabten die Rosse davon.
Lange noch stand ich und lauschte dem fernhin ratternden Fuhrwerk,
Bis es endlich verklang jenseits des dämpfenden Walds.
Und ich gedachte des Schmieds und des helfenden Werks seiner Hände
Und auch des störrischen Gauls, der ihn beinahe erschlug.
Und ich bedachte die Menschheit und fand, sie gliche der Tierheit:
Ach, auf dem steinichten Pfad, wo sie fronend sich schleppt,
Tritt sie gar häufig sich wund und verliert das bewehrende Eisen —
Und bedürfte des Schmieds, der es ihr hilfreich erneut.
Und es finden sich Brave und finden sich tüchtige Meister,
Und bisweilen gelingt's, daß sie ein Stückchen des Wegs
Weiterhelfen der keuchenden, lahmenden, blutenden Menschheit,
Nur aus liebender Pflicht, achtlos der eignen Gefahr.
Aber es haben für sie die Menschen, ganz wie die Tiere,
Kaum ein Vergeltsgott, doch stets Tritte des Undanks bereit.

Anton Wildgans.

In den brasilianischen Bergen.

Wie aus einem Walde ein Gut wurde.

Von Gustav Stutzer.

Die Bahn führte mich an Sümpfen entlang in einem großen Bogen von Santos zum Fuße der Serra do Mar. Rechts schlug an mehreren Stellen die steigende Meeresflut zwischen stelzfüßigem Mangrovegebüsch[1] bis an den Bahnkörper. Links hinter Kulissen von blühendem strauchigen Unkraut voller Bromelien, Philodendron und süßduftendem, wildem Ingwer dehnten sich, soweit das Auge reichte, Bananenpflanzungen, an Abhängen durchsetzt von Zuckerrohr. Alles erschien mir wie wildwachsend, und der Rauch, der hier und da aus den schornsteinlosen Dächern erbärmlicher Hütten aufstieg, verstärkte nur noch den Eindruck einer gänzlich verwahrlosten Kultur auf einem über die Maßen fruchtbaren Gefilde der Tropen.

Es war kurz vor Weihnachten, ein Hochsommertag. Feuchte, heiße Luft dunstete über der Landschaft, so daß man das Gebirge nur in nebligen Umrissen erblickte.

„Raiz da Serra!" wurde auf der Station gerufen, als wir hielten (wörtlich: Wurzel, das heißt Fuß des Gebirges).

Die Wagen, je drei und drei verkoppelt, wurden nun mit Drahtseilbetriebe auf den fast tausend Meter hohen First hinaufgezogen. Wilder Urwald, an keiner Stelle unterbrochen, bedeckt die schroffen Wände des breiten Talkessels, an welchen wir uns zwischen Felsen und über hohe, kühne Brücken hinaufwanden, unter denen weißschäumende Bäche in Kaskaden zu Tal stürzten. Unten lag ein weißer Brodem wie eine weiße Zunge, vibrierend, hingestreckt von der heißen Zone, die wir durchfahren hatten. Das Ganze eine wilde Waldwüste.

„Alto da Serra! Zehn Minuten Aufenthalt!" — Als alle Abschnitte des Schnellzuges wieder zusammen waren, fuhren wir auf der Hochebene weiter und hielten nach zwanzig Minuten in Ribeirao Pires, 45 Kilometer Bahnlinie von Santos entfernt.

An diesem Orte hatte unser Schwiegersohn Richers eine Wohnung gemietet, um mit seiner Familie dem Gelben Fieber auszuweichen, welches damals in Santos herrschte.

Der Aufenthalt in der reinen, kühlen Höhenluft bekam allen so gut, daß Richers sich entschloß, ein an der Bahnstation gelegenes sogenanntes Sitio zu kaufen, das heißt ein Land-, in diesem Falle ein Waldgut von 250 bis 300 Morgen Umfang.

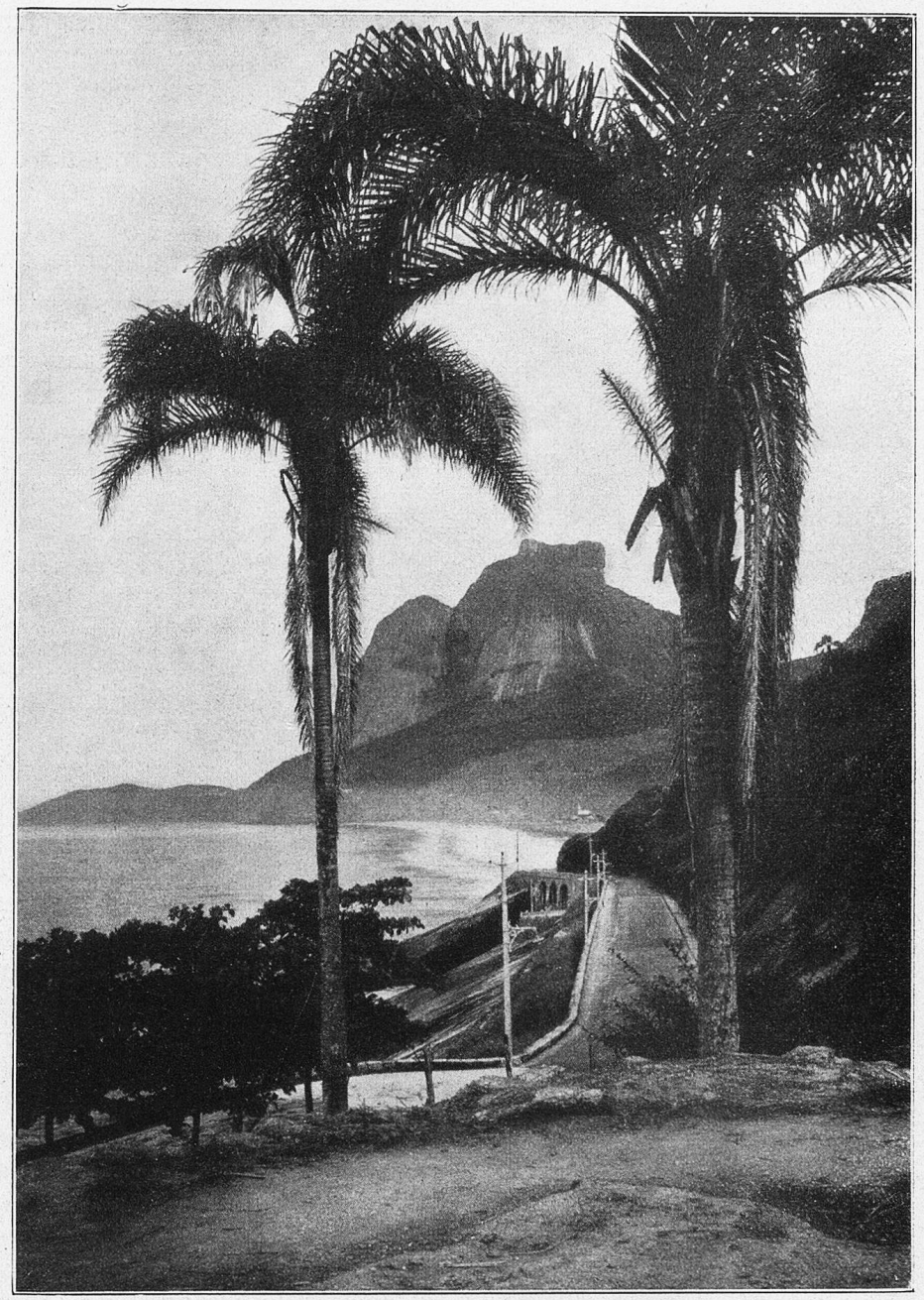
Die mir gestellte Aufgabe bestand darin, den Besitz zu verwalten und möglichst nutzbar zu machen.

Zuerst galt es, eine auf demselben Grundstück, unmittelbar an der Bahnstation gelegene Ziegelei wieder in Gang zu bringen, dann einen Fahrweg mit einer größeren Brücke zu bauen.

[1] Mangrove oder Leuchterbaum, ein Baum mit hartem Holze und eßbaren Früchten.

Ribeirao Pires — oder, wie wir es kurz nennen wollen, Pires — ist unsere zweite Heimat geworden. An keinem andern Orte auf der Erde haben wir so lange gewohnt; fast 18 Jahre! —

Ein kleines Dorf zwischen Hügeln. Ein ansehnlicher Bach. Eine kurze Straße mit buntbemalten Häusern, darunter sogar ein zweistöckiges. Eine Sägemühle am Bach. Ein schuppenartiges Stationsgebäude. Kein Baum, viel hochaufgeschossenes Unkraut. So sah es damals auf der einen Seite aus. Auf der andern, von Santos herauf rechts, unser Sitio. Lauter Hügel, im Hintergrunde ein Berg, der das Tal um hundert Meter überragt, alles mit Urwald und nachgewachsenem Walde dicht bestanden. — Die Gegend, am Rande der viele hundert Meilen weiten Hochebene der Staaten San Paulo und Goyas, 900 bis 1000 Meter über dem nahen Ozean, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Thüringer Walde. Runde Hügel und Berge, zuweilen mit einem Spitzkopf. Freundliche Seitentäler, von eingewanderten Italienern bewohnt.



Rio. Im Hintergrund die Gavea.

Wenige Minuten von der Station entfernt, aber von der Bahn nicht sichtbar, stand auf dem Sitio das einfache, nette Wohnhaus des Vorbesitzers. Es hatte sogar Glasfenster (statt Luken) und Fußböden.

Da lebten wir ein halbes Jahr, dankbar, wieder ein Heim zu haben, pflanzten Palmen und Rosen, Bambus und Bananen.

In der Zeit baute ich etwas weiter zurück mit italienischen Maurern und zwei deutschen Zimmerleuten ein stattliches Familienhaus für Richers und uns nach unserem Geschmack, ein Nebengebäude dazu und legte davor einen Blumengarten an, der unter der Pflege meiner Frau und Tochter prächtig gedieh. Das Haus war ganz deutsch eingerichtet, und die Dienstmädchen waren Deutsche aus den Kolonien im Süden.

Zugleich mit dem Hausbau begann die Arbeit am Walde, Schritt vor Schritt vom Hause anfangend, damit es möglichst frei zu stehen kam. Denn man kann den Zutritt von Luft und Sonne nirgends weniger entbehren als in den

Tropen. Es war ein Fehler, unser Haus mit einer breiten Veranda ganz zu umgeben.

Das Urbarmachen von Waldland ist eine unglaublich mühsame Arbeit. Das leichte, unbrauchbare Holz ist zwar unschwer zusammengeschlagen mit allem Gestrüpp, mit allen Lianen, Palmiten, Baumfarnen, Parasiten. Das Fällen der großen Bäume ist jedoch gefährlich, weil die weithin ausliegenden Äste der oft riesenhohen Gewächse im Falle alles zerschmettern. Auch fallen die Stämme nicht immer in der Richtung, wohin man sie haben will, weil sie in den Kronen durch armdicke Lianen mit andern Baumkronen verkettet sind.

Das Fällen der Bäume, welche zu Bau- oder Möbelholz dienen, geschieht bei abnehmendem Monde[2] oder im sogenannten Winter. Bei Verträgen für Lieferungen von Bauholz oder Eisenbahnschwellen wurde es zur Bedingung gemacht, daß die Bäume nicht bei zunehmendem Monde geschlagen werden dürften. Dabei wird auch der Ausdruck gebraucht, daß beim abnehmenden Monde das geschlagene Holz nicht von den Bohrwürmern zu leiden hat.

Es ist zugleich sehr mühsam, weil das Holz mancher Sorten so hart ist, daß die schärfste Schrotsäge nicht eindringt und die beste Solinger Axt beim Hauen zurückspringt.

Liegt nun ein Stück Wald glücklich am Boden und sind alle Äste abgeschlagen, so läßt man den undurchdringlichen Haufen antrocknen. Je nach dem Wetter genügen einige oder mehrere Wochen dazu. Wenn die Sonne im Zenit steht und ein günstiger Wind weht, wird Feuer angelegt. Je heftiger die Glut, desto besser. Ich habe es an Bergen erlebt, daß die Lohe turmhoch aufschlug. Der stehengebliebene Wald in der Umgebung ist so feucht, daß das Feuer kaum eindringt. Nur durch die Gewalt des Feuers kann der schlimmste Teil der Aufgabe vereinfacht werden, der darin besteht, das unendliche Gewirr der Wurzeln und Quecken wenigstens auf der Oberfläche zu zerstören, mitsamt dem Unkrautsamen. Freilich ersetzt die Asche nicht die mitverbrannte Fruchterde. Die nutzbaren Holzarten verbrennen nicht, wie sie auch mit wenigen Ausnahmen im Wasser nicht schwimmen, sondern darin untergehen wie Blei.

Ich erinnere mich deutlich eines der ersten Holzgeschäfte, das ich abschloß. Ein Holzhändler kam zu mir mit der Frage: „Haben Sie Bäume von den und den Sorten, die ganz gerade Balken von 18 Meter Länge bei 50 Zentimeter Durchschnitt, scharfkantig behauen, hergeben?"

„Wie viele gebrauchen Sie?"

„Drei Stück zum Oberbau einer Brücke."

„Die können Sie bekommen," antwortete ich, „aber nur, wie sie stehen oder liegen. Auf das Hauen und Beschlagen lasse ich mich nicht ein, auch auf den Transport zur Bahn nicht."

Die passenden Bäume fanden wir nach einigem Suchen.

„Was bieten Sie?"

„50 Milreis für das Stück." (Nach damaligem Kurse = Fr. 100.—.)

„Nein! Zahlen Sie das Doppelte und überlassen Sie mir Krone und Abfall für Brennholz."

Er zahlte, und ich ließ aus den Ästen noch acht Eisenbahnwagen Brennholz für eine Brauerei in San Paulo herstellen.

Dies war eine seltene Ausnahme.

Dies alles zusammen gibt dem Leser eine Vorstellung von Urwaldsarbeit.

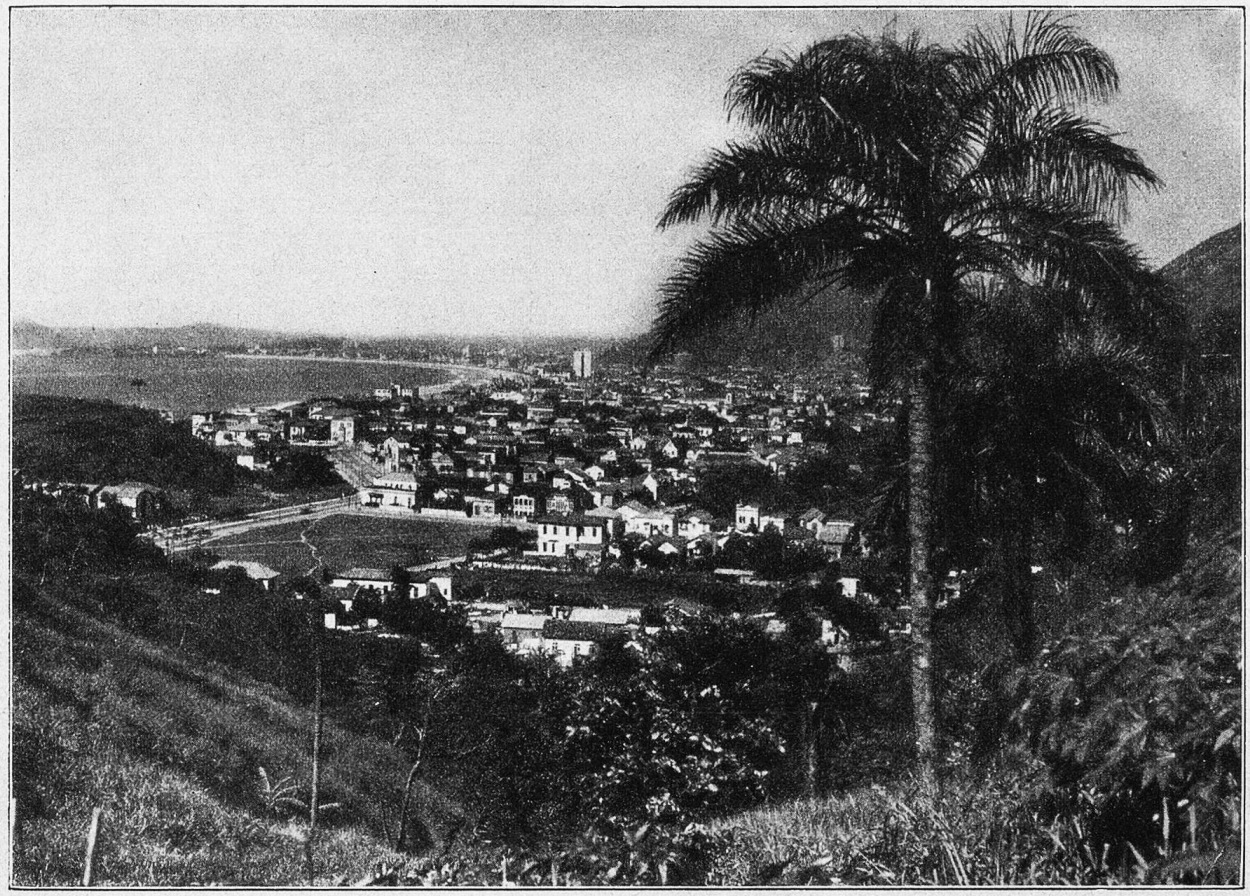
Eine schwere Zugabe bleibt dann noch das Roden der Wurzeln, das Ausheben der Stubben und das Herausschaffen alles Wurzelwerks. Das Roden gab ich immer in Akkord ab. Die Italiener lieben diese Art, Geld zu verdienen, mehr als Tagelohn. Für einen einzigen Stubben, mit allen Wurzeln zu roden und fürs Brennen aufzuhäufen, bot ich einmal Fr. 25.—. Zwei kräftige Leute nahmen den Akkord an und haben einen schlechten Verdienst dabei gehabt.

Selbstverständlich ist es ausgeschlossen, auf solche Weise ein großes Ackerfeld herzurichten. Da läßt man die Stubben einfach stehen und entfernt nur die Wurzeln auf einen halben Meter Tiefe. Nach und nach findet sich immer einmal Zeit, die Klötze auszuroden, und so hatte ich nach 17 Jahren ziemliche Flächen ganz rein.

Wir wollten aber vor allen Dingen einen Gemüsegarten haben, nicht nur zum eignen Gebrauch (da irgend welches Gemüse in Pires und Umgegend nicht zu bekommen war), sondern auch und hauptsächlich zum Verkauf in Santos. Und zu dem Zwecke wurde zunächst etwa ein Morgen Land völlig gereinigt. — Dabei machte ich wieder eine mir neue Erfahrung.

---

[2] Der Vers im 121. Psalm: „Daß dich des Tages die Sonne nicht steche noch der Mond des Nachts" — ist wörtlich zu verstehen. Man bleibt um die Zeit des Vollmondes in den Tropen abends nicht ohne Kopfbedeckung draußen, um sich gegen den mit bösen Folgen (Kopfweh und dgl.) verbundenen „Mondstich" zu schützen.



Bota Fogo (Stadtteil von Rio de Janeiro).

Der Boden, von der Schöpfung her unter dem finstern, feuchten Schatten des Waldes gelegen, war trotz der Kraft der tropischen Sonne so kalt und bei seiner lehmigen Beschaffenheit so frei von Nährsalzen, Bakterien und Regenwürmern (den unersetzlichen Fabrikanten des Humus, also den eigentlichen „Kulturträgern"), daß die zarten Gemüsepflanzen verkümmerten. Da half denn alles nichts, das Land mußte grob umgebrochen, so der Sonne, dem Regen und der Luft ausgesetzt, mit der nach den Verbrennungen aufgehäuften Asche vermischt werden. Dann stellte ich mächtige Komposthaufen her, und später gab es Stalldünger in Menge. Geduld und Ausdauer bei allen Arbeiten — nun daran fehlte es mir in dem stillen Waldwinkel nicht.

Im Leben der Familie, zwischen den geliebten Enkeln, ohne einen Ton von der Welt zu vernehmen, ohne die nahe Großstadt San Paulo, ausgenommen in Geschäften, zu besuchen, konnte ich stundenweis am Tage Schuld und Leid der Vergangenheit vergessen in der vollen Hingabe an den Beruf eines Gärtners und Holzhändlers.

Die Gemüsezucht nahm so zu, daß ich Gehilfen annehmen und fast täglich in Säcken und Körben die prachtvollen Erzeugnisse nach Santos schicken mußte. Nie habe ich vorher und nachher solche Kohlköpfe, solchen Salat und Sellerie, solche Artischocken, Tomaten, Bohnen, Karotten und Rüben gesehen. Mein Blumenkohl war unübertrefflich. Meine Ananas galten als die wohlschmeckendsten. Und das ging so das ganze Jahr hindurch. Von März bis Dezember ernten, von Dezember bis März Sämlinge ziehen. Eine herrliche Beschäftigung! Wirklich! — Es ist wohl verzeihlich, wenn ein klein gewordener Mann sich eines Erfolges rühmt, auch wenn es sich nur um Gemüse oder gar um Kartoffeln handelt, die mir immer innerhalb von zwölf Monaten zweimal, in einem Jahr sogar dreimal reiften. — Die kleinen und ganz kleinen Erfolge sind oft in der Erinnerung die ungetrübtesten. —

Aber auch von einem großen Erfolge darf ich berichten, dem einzigen, der dieses Namens wirklich wert ist. — Um noch als Gärtner zu sprechen: Aus einem Senfkorn ist ein stattliches Gewächs geworden. Es hat sich quälen müssen,

um sich zu entwickeln, seine Rinde ist dabei rauh geworden, aber es ist immerfort gewachsen und hat Frucht getragen. Für meine Seele ist das Beste daran, daß meine alten Augen auch heute noch auf diese Pflanze mit ungetrübtem Blick zurücksehen.

Milch zu haben, war für unsere Kindeskinder notwendig, die kondensierte bekam ihnen nicht; für uns alle war es wünschenswert. Zu kaufen gab es keine frische Milch. Also fingen wir mit zwei Kühen an. Von Bächen durchzogene Weideplätze waren das Haupterfordernis; denn das Vieh ist dortzulande gewohnt, vom 1. Januar bis zum letzten Dezember auf der Weide zu gehen. — Bald konnte ich einige überschüssige Liter mit dem frühesten Zuge nach Santos schicken. Die würzige, fette Milch vom Gebirge fand so viel Beifall, daß Bestellungen über Bestellungen kamen, obgleich der Preis sehr hoch war.

So gestaltete sich der Anfang des Milchhandels im Jahre 1893. Die übrige Arbeit ging ohne Unterbrechung weiter in der sehr vergrößerten Gärtnerei, im Brennholzhandel mit oft mehr als hundert Eisenbahnwagen im Monat, in der Urbarmachung von Wald und Land, in der Herrichtung von Weideplätzen, in einer umfangreichen Hühnerzucht. Mit fester Organisation, mit Frühaufstehen und militärischer Pünktlichkeit ist viel fertigzubringen, wenn man tüchtige Leute hat. Und die hatte ich. Meine Versuche mit Deutschen, welche sich oft anboten, schlugen alle fehl und hörten dann bald auf. Es mochten wohl nicht die besten sein, die „auf der Walze" bei mir vorsprachen. Aber meine Norditaliener! — bessere Gehilfen hätte ich mir nicht wünschen können, und ohne sie wäre ich nicht weit gekommen. Meist Söhne von Kolonisten, welche aus der Lombardei eingewandert waren, arbeitgewohnte junge Leute, klug, aber von den hohen Wissenschaften des Lesens und Schreibens nicht angekränkelt. Alle Löhne sind dort sehr hoch, obgleich das Leben der arbeitenden Klasse auf dem Lande durchaus nicht teurer ist als etwa in Deutschland; ich aber zahlte noch mehr als üblich. So konnte ich mir die tüchtigsten aussuchen, die alle lange bei mir blieben, einige länger als zehn Jahre. Im Dienste war ich der strenge Herr, nach der Arbeit und Sonntags ihr guter Kamerad. Das ist keine Tugend, sondern so sollte es überall gehalten werden.

Den freilich noch nicht bedeutenden Gewinnüberschuß steckte mein Schwiegersohn verständigerweise in Verbesserungen, um den Wert des Ganzen zu erhöhen.

So konnte ich eine große Wasserleitung in unseren Bergen anlegen und überall hinführen, bis sie in einem von mir aus Beton erbauten Schwimmbade endete. Auch errichtete ich einen Kuhstall von origineller Art, die sich vortrefflich bewährte und vielfach nachgeahmt wurde. Der acht Meter hohe, luftige und doch geschützte Raum bestand mit Ausnahme des Daches und der Krippe nur aus Rundholz aus unserem nahen Walde. Jede Kuh hatte ihre eigene Bucht, damit sie, ohne angekettet zu werden, sich der Fliegen bequem erwehren konnte. Auch gestattete die Trennung der Krippen die wichtige individuelle Fütterung und Pflege jedes einzelnen Tieres. Zwischen Wand und Dach in der Höhe Maschendraht, wodurch reichlich Luft und Licht eintraten und zugleich die Vampyre gehindert wurden, nachts hineinzukommen. Diese Fledermäuse saugen dem Rindvieh, besonders an den Ohren, Blut aus, und die Tiere lassen sich's nicht ungern gefallen. Es ist das aber deshalb gefährlich, weil sich in den Wunden Maden bilden. Die mit Hochkantbacksteinen gepflasterten und, in Ermangelung von anderer Streu, für die Nacht mit Sägemehl bestreuten Buchten wurden jeden Morgen und jeden Nachmittag gereinigt und mit reichlich vorhandenem Wasser ausgespült, alle Holzteile des Stalles oft gekalkt. Sauberkeit, und noch dazu in jenem Klima, ist eine der ersten Bedingungen zum Wohlsein der Kühe und für den Wohlgeschmack der Milch. Sämtliche Tiere, auch die Pferde, Maulesel und Kälber, wurden jeden Mittag scharf gebürstet. — Über das Futter, das Melken und die Behandlung der Milch will ich mich später aussprechen, wenn ich einen kurzen Bericht über den Betrieb der Milchwirtschaft im großen gebe.

Viele Mühe verursachten die Weideplätze. Nachdem sie bewachsen waren, mußten sie fast ohne Unterbrechung von dem schnell aufschießenden Unkraut gereinigt werden. Sie waren durch Stacheldrahtzäune in weite Quartiere abgegrenzt, damit nach Bedarf zwischen ihnen gewechselt werden konnte.

Und doch war das alles einfach gegenüber der Aufgabe, brauchbares Milchvieh zu beschaffen. Ich hatte zu dem Zwecke manche weite Reise in das Innere des Staates auszuführen und fand

dabei öfter zwischen Viehherden, die nach vielen Hunderten zählten und auf Quadratmeilen großen Hochlandangern zerstreut weideten, keine einzige wirkliche Milchkuh. Da lernt man sattelfest werden, wenn das Maultier steile, steinige Berge erklimmt, die ein Pferd nie nehmen könnte, oder wenn der harte Traber stundenlang über weglose Grasebenen stoßend geht.

Die Kühe der brasilianischen Großgrundbesitzer werden nie gemolken, außer in schweren Krankheitsfällen. Dann gilt Milch als Heilmittel. Sonst besorgen die Kälber das Melken allein, und die Aufzucht geschieht nur zur Fleischproduktion. Die Tiere werden herdenweis in wochenlangen Triften zur Hauptstadt gebracht.

Unter dem großhörnigen, mißgestalteten Vieh fand ich nicht eine Kuh, welche für Milchgewinnung den Transport bis zum Bahnhofe von Itapetininga wert gewesen wäre! — Nach langem Suchen gelang es mir, leidlich brauchbare Milchkühe zu finden, die an sich billig waren, aber auch selten in einer dreihunderttägigen Milchzeit mehr als tausend Liter lieferten.

So vollzog sich ein langsames Vorwärtsarbeiten von Jahr zu Jahr, um aus einem Walde ein Gut zu machen.

Wenn wir genug gelitten.

Wenn wir genug gelitten,
Dann winken uns Sterne mit blassem Schein,
Dann gehn wir mit lautlosen Schritten
In die tiefblaue Stille ein.

Kein Tag währt je so lange,
Daß nicht die Nacht ihn mild begrenzt
Und unser Haupt, das bange,
Mit Schlummermohn umkränzt.

O Friede der dunklen Gassen!
O fernes Geläute vom Dom!
O gutes Sichfallenlassen
In der Träume bunt-schillernden Strom!

Gesühnt ist, was wir verschuldet;
Die Seele ist ohne Harm.
Uns nimmt, wenn genug wir geduldet,
Die Nacht in den Mutterarm. . .

Heinrich Anacker.

Der letzte Bauernhof.

Von Manfred Sturmann.

Er hat sich behauptet wider die sich ausbreitende Stadt und wider die gegen ihn anstürmende Zeit, dieser letzte Bauernhof. Dicht an ihm vorbei verläuft die schöne asphaltierte Autostraße ins Innere der Stadt. Keine hundert Meter von ihm entfernt erheben sich die neuen hellen Wohnhäuser. Auf der anderen Seite liegen sauber gepflegte Anlagen, Parks und Gärten, in denen die Villen der Reichen stehen.

Mitten in dieser ihm neuen und, wie ihn dünkt, feindlichen Welt, sitzt der alte Bauer auf seinem Hof, den seine Väter seit Jahrhunderten inne hatten. Hart an die neue Autostraße grenzt seine Weide, und sein Vieh hat sich an den Anblick der in der Sonne dahinblitzenden Fahrzeuge gewöhnt. Etwas weiter draußen, aber immer noch im Weichbild der Stadt liegen seine Äcker, und die Halme des Korns ragen in den noch nicht umbauten Hof eines neuen Wohnblocks hinein. Am Morgen fährt der von Ochsen gezogene Leiterwagen zur Arbeitsstätte, manchmal, um den Weg abzukürzen, über die Autostraße, und der Hofhund, ein buntgekreuzter wolliger Geselle, trottet mit hängenden Ohren hinterdrein. Abends sitzen die Mägde auf dem Hofe. Sie sitzen, wie sonst auf dem Lande, auf einer Wagendeichsel und schaukeln sich. Das Gelächter der Knechte dröhnt in die abendliche Stille und mischt sich seltsam mit dem krachenden Geräusch der Lautsprecher drüben in den Wohnhäusern.

Wenn die Knechte im Juni das Heu mähen, sehen ihnen die herumspielenden Stadtkinder zu, und eine Schwester darf mit ihrem vergnügt zappelnden Säugling auf einem der Heuhaufen Platz nehmen und sich sonnen. Es geschieht, daß ein im Rasen liegender und vor sich hindösender Faulenzer von dem warmen Atem einer äsenden Kuh erschreckt wird, und daß der Bauer in plötzlich aufkommendem Unwillen, den Knüppel in der Faust, eine Rotte von Buben von seinem Kleefeld treibt.

Ja, hier liegen zwei Welten dicht beieinander: die ruhige, behagliche, breite des bäuerlichen Lebens und die zuckende, nicht Ruhe gebende der sich ausbreitenden und in die Landschaft sich hineinfressenden Großstadt. Und es gibt einen fortdauernden Kleinkrieg zwischen diesen Welten.

Aber der alte Bauer hat einen harten Schädel.